

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

28.8.1927 (No. 35)

Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 35



28. Aug. 1927

Gustav Rommel / Geschichte des ehemaligen Entenfangs bei Rintheim.

II.

Wegen der Kriegszeiten melden die Akten über unseren Entenfang nichts mehr bis zum Jahr 1696.

Zu Anfang dieses Jahres erhielt der geistliche Verwalter Hirschler von Durlach die Inspektion über den Entenfang. Der Beamte berichtete alsbald dem Markgrafen, „daß der See im Laufe dieses noch währenden Krieges von Jahr zu Jahr durch eingestossenen Grund bergestalt sich erhöhet, daß er mehr eine Wiese geworden, so daß kein Flug Entvögel mehr sich da niederlassen kann“. Hirschler schlug vor, den See im Sommer schaufeltief auf 1½ Schuhe auszugraben. Die Kosten von je 1 Mute = 30 Kr. würden sich nach einem Jahr rentieren. Tatsächlich wurde auch der See notdürftig inhaud gesetzt. Es war von Erfolge, denn im Februar 1698 konnten schon 100 fl. aus dem Erlöse von Wildenten auf die weitere Herstellung des Sees in der folgenden Zeit angewiesen werden.

Eine gründliche Erneuerung veranlaßte dann im Jahre 1703 der Markgraf Friedrich Magnus. Von dieser Zeit an wendete man dem Entenfang wieder besondere Aufmerksamkeit zu und hielt die Einrichtung in gutem Zustand. Wiederholt wurden in den folgenden Jahrzehnten die Wehren und Schließen erneuert, der Entensee ausgegraben.

Der Wasserregulierung im Entenfanggebiet kam der 1739 gebaute Regemortgraben und weiter der 1748 von Durlach erstellte neue Weidgraben sehr zu statten, wodurch der Ueberslutungsgefahr mehr vorgebeugt wurden.

Das Royamt war schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Familie Gerhardt und blieb es bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts durch Generationen hindurch. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts waren am Entenfang zwei Wärter angestellt, die Brüder Jost Gerhardt (geb. 1683) und Joh. Friedrich Gerhardt (geb. 1700), Söhne des alten Roymanns Jost Gerhardt. Der eine schaltete als Entenfänger, der andere als Gänsefänger. Sie harmonisierten indessen beim Geschäft nicht miteinander, wurden häufig wegen des Fanges strittig und suchten sich gegenseitig zu hindern, weswegen ihnen der Markgraf einmal einen „derben“ Verweis erteilte und ihnen empfindliche Strafe androhte. 1726 wird berichtet, daß der Gänsefänger Gerhardt, der sich durch Willkür strafbar gemacht hatte, entlassen wurde. Zudem hatte er sich ohne Abschied außer Landes begeben. Er scheint aber wieder zu Gnaden gekommen zu sein, denn 1732 war er in einem weiteren Bruderzwist der leidende Teil, als ihm sein Bruder Jost „eine sehr harte Verwundung und Schläge“ zufügte. Jost mußte dafür nicht weniger als 30 fl. Strafe zahlen.

Die Einkommensverhältnisse der beiden Roymänner waren verhältnismäßig günstig. Der Entenfänger bezog an jährlicher Besoldung: 106 fl. an Geld für Gehalt und Kostgeld, dann 2 Malter Roggen für Besoldung, 2 Malter 4 Simri für Kost, 2 Malter 4 Simri für seine drei Hunde, veranschlagt zu 17 fl. 30 Kr.; weiter an Dinkel 4 Malter für Besoldung, 5 Malter für Kost zu 13 fl. 30 Kr.; außerdem 3 Ohm Besoldungs- und 5 Ohm Kostgeldwein zweiter Klasse zu 24 fl., alles in allem 161 fl.

Der Gänsefänger hatte etwas weniger an Geldeinkommen und stellte sich auf 117 fl. im ganzen. Dazu bezog noch jeder 10 Malter Brennholz jährlich, wie die Forstnechte.

Jedenfalls ging es den beiden Brüdern ganz ordentlich, denn sie kauften andauernd in Rintheim viele Güter zusammen und glaubten zudem als fürstliche Bedienstete keine Einkommensteuern und

bergl. zahlen zu müssen. Als sich die Gemeinde Rintheim 1738 hierwegen beschwerte, erging die Entscheidung, daß die Gerhardt, weil keine Bürger, nichts ohne Genehmigung kaufen sollten, und daß sie an den Gemeindefasten mitzutragen hätten.

Daß sich ein Entenfänger „mit seiner Lage begnügen könne“, wurde 1737 dem Friedrich Gerhardt gesagt, als dieser in einer Eingabe an die Herrschaft um Lieferung eines Mantels und eines Paares Wasserstiefel nach je zwei Jahren gebeten hatte. Ein wiederholtes Gesuch wurde 1740 „semper pro semper“ abgewiesen.

Im Jahr 1739 erfahren wir erstmals etwas von dem Roy-Haus. Damals stellte man fest, daß das zweistöckige Gebäude sich gesenkt hatte, die Grundschwelle waren verfault. Der Schaden wurde mit 60 fl. an Kosten durch den Maurer Müller behoben. Schon im folgenden Jahr mußte das Roy-Haus eine harte Probe bestehen, als es im Oktober 1740 eines Sonntags nachts infolge eines Dammbruchs am Entenwehr der Pfing mit dem ganzen Entenfang hoch unter Wasser gesetzt wurde. 1763 wurde das Haus umgebaut und vergrößert. Ursprünglich war es nur 19 Schuh lang und 13 breit. Das bisherige „Herrschaftszimmer“ darin war zu klein gewesen, das jetzt hergestellte maß 20 Schuh in der Länge und 16 in der Breite. 1773 waren die Bodendielen dieses Raums infolge der Feuchtigkeit vermodert und es wurde nun der Boden durch den Steinhauer Möhner von Durlach mit steinernen Plättchen belegt. (17 fl. Kosten.) Im Jahr 1796 ließ man das Roy-Haus als „herrschaftliches Absteigequartier“ im Innern renovieren und wendete 71 fl. dafür auf.

In der Entenfängerfamilie Gerhardt war es Brauch geworden, daß die Söhne schon von Jugend auf sich beim Entenfang betätigten und das Geschäft erlernten, „um Expectanz auf solchen Dienst“. Aber die Regierung war nicht immer willens, die Vehrzeit und die folgende Beihilfe der Jungen auf herrschaftliche Kosten zu übernehmen. So mußte des Jost Gerhardt Sohn, Christian, zehn Jahre lang warten, bis er seinem alten Vater, aber ohne Besoldung, nur „gegen Schöpfung des kleinen Kostgelds und der Naturalien“ endlich „adjungiert“ wurde. Die Jungen besorgten in der Regel die Ablieferung der gefangenen Enten zur Hofküche oder zum Verkauf. Dafür bekamen sie jeweils einen Imbiß mit Wein. Eigentlich war das Ententragen an die Hofküchen zu Karlsruhe, Karlsruhe und anderswohin, sowie das Herbeiführen des Entenfutters eine Fronarbeit, die auf der Gemeinde Rintheim lastete. Im Jahr 1741 richteten die Rintheimer eine Eingabe an den Markgrafen mit der Bitte, sie für das manchen Tag drei- bis viermal erforderliche Entenabtragen von den sonstigen Jagdfronen zu befreien, solange die Enten nicht von den Roybediensteten fortbesorgt und die Futtervorräte nicht von herrschaftlichen Fuhren herbeigebracht würden. Das Gesuch der Rintheimer hatte auch den gewünschten Erfolg damals.

Mit den gefangenen Enten wurde natürlich in erster Linie der Bedarf der Hofküchen gedeckt; was übrig war, ließ man verkaufen. 1731 wurde einmal an Weihnachten festgestellt, daß dem fürstl. Hofstaat nicht hinlänglich Geflügel aus dem Entenfang geliefert worden war, dabei seien aber etliche Enten außer Land verkauft worden. Deshalb erging strenger Befehl, „zuwörderst

die Hofküche zu versorgen, weil durch einen Entvogel einige mal ein Cappann gespart werden kann." Der Preis einer Verkaufsentente wurde erhöht von 16 auf 18—20 Kr. für Ausländer, Inländer zahlten 16 Kr.

Die Entenfänger sollten die Enten „ungerupft“ abliefern, wozu sie des öfters gemahnt werden mußten. Sie hatten die Gewohnheit, die Enten unter den Flügeln zu rupfen und die Federn für sich zu verwenden oder zu veräußern, was sie übrigens für ein „Baidmannsrecht“ gehalten wissen wollten.

Auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde auf die Unterhaltung des Entensfangs manches Geld verwendet. Im Jahr 1759 war der Roy wieder so verschlammt, „daß das Wasser nicht dahin gebracht werden konnte“. Bei geringer Kälte froh der Weiher zu, was das Entensfangen behinderte. Mit dem Seeegräber Dornhuber von Klein-Karlsruhe wurde ein Akkord zum Ausgraben des 4 Morgen großen Sees um 259 fl. abgeschlossen; da der Seeegräber aber damit nicht auskommen konnte, wurden 189 fl. nachbewilligt. Eine gleiche, verhältnismäßig hohe Summe, 845 fl., erforderte das Ausgraben des Roysees im Jahr 1770. 1787 wurde diese Arbeit wieder vorgenommen und der ausgegrabene Schlamm als Dung für den Hofkuchengarten verwendet. Bei dieser Gelegenheit wurde der See auch abgefishet; er hatte nur einen recht geringen Fischbestand und schlechten Nachwuchs, wie es auch in dem benachbarten Regemort'schen Graben der Fall war.

Für den Bau an den Behren, Stellfallen und Gräben begann man nun auch an Stelle von Holz mehr Steine zu verwenden. Nachdem 1756 die Seitenwände des Einlaufgrabens am Roy auf 182 Schuh mit Steinen hergestellt waren, wurde 1763 die Schleufe am Einlauf selbst gleichfalls von Stein neu errichtet, nach einem Ueberschlag von Joh. Ludw. Weinbrenner für 81 fl. 9 Kr. Im Jahr 1776 war die große Pfingzschleufe für den Entenkoggraben eingefallen, weil man zum Durchpassieren der nach Blankenloch und Friedrichstal fahrenden Steinschiffe den Mittelpfosten herausgenommen hatte.

In jenen Jahrzehnten waren die früher schon recht häufigen Klagen der Durlacher und der Nachbarörter über die Handhabung des Wasser-Ein- und -Abflusses im Entensfang eine stehende Rubrik bei Gemeinden und der Herrschaft. Namentlich den Durlachern als Angrenzern war der Roy nach wie vor ein Dorn im Auge, weil ihre benachbarten Wiesen der Nachtweide viel unter Ueberschwemmung litten. Die Stadt Durlach war damals bemüht, die Sümpfe auf ihrer Markung trockenzulegen. Zwischen Regemortgraben und dem Elmorgenbruch lagen 20 Morgen, die sog. Blotterplatte, welche man auch anbaufähig machen wollte, aber die unmittelbare Nähe des Entensfangs mit dem häufigen Wasserüberlauf war der Sache hinderlich. Die Entenfänger begannen gewöhnlich an Michaeli (29. Sept.) das Wasser des Entensfangs zu schwellen, womit regelmäßig eine Ueberschwemmung der Nachbarmiesen verbunden war. Ost wurde nicht mal zugewartet, bis das Dehnd eingbracht war, was natürlich Klagen verursachte. Bis Georgi (23. April) stand das Wasser hoch, dann wurde es wieder abgelassen.

Auch die alte Fron des Entenabtragens war in den 1770 er Jahren wiederholt Gegenstand von Beschwerden, so daß schließlich 1773 die Herrschaft anordnete, daß das Fortschaffen der Enten und das Herbeiführen des Futters künftig bezahlt werden sollte. Zunächst schloß man mit Andreas Pallmer von Rintheim einen Vertrag ab: für 3 Enten nach Karlsruhe zu tragen 1 Kr., für ein Malter Futter von Gottesaue herbeizuführen 4½ Kr. Schon nach einem Jahr wollte Pallmer den Akkord nimmer halten und verlangte für 2 Enten 1 Kr. und 6 Kr. für das Anfahren eines Malters Futter. Das wurde aber nicht genehmigt und der Entenfänger Christian Gerhardt übernahm nun selber die Sache. Aber auch da hielt es nicht lange und das Geschäft ging wieder als Fron mit Bezahlung auf die Gemeinden Rintheim und Sagsfeld über, die im Jahr 1780 vorstellig wurden, daß der Entenfraglohn (3 Enten = 1 Kr.) zu gering sei. Sie verlangten für das Tragen bis zu 15 Stück 10 Kr.; wenn ein Wagen mit zwei Kühen zum Fortschaffen der Enten verwendet werden mußte, 30 Kr., mit einer Kuh 15 Kr. Dies hielt man aber höheren Orts für zu viel und genehmigte die Forderung nicht. Im Jahr 1791 wollte der Schultheiß von Rintheim das Futter für die Enten um den ausgeübten Fuhrlohn von 4 Kr. für das Malter Gerste nicht mehr fahren lassen. Die Leute erklärten, daß 24 Kr. für eine Fuhr von 6 Maltern von Gottesaue nach dem Entenkoy zu wenig sei. Sie hielten mindestens 30 Kr. für angemessen, weil man die Gerste auch noch ein Stück weit tragen mußte, Außerdem beanstandeten sie, daß Rintheim und Sagsfeld jetzt wieder fronen müsse, wie andere Gemeinden, während sie früher für das Futterfahren von den Jagdfronen befreit waren.

Bei der Entenfängerfamilie Gerhardt war im Laufe dieser Jahrzehnten allerlei vorgegangen.

1754 war Joh. Friedrich Gerhardt gestorben. Als 14jähriger schon war er neben seinem Bruder Jost Entenfänger geworden. Sein Sohn Jost erhielt nun, obwohl erst 15 Jahre alt, den Dienst und die Einkünfte mit dem Vorbehalt, seiner Mutter, Witwe mit 7 Kindern, die Hälfte davon abzugeben. Das geschah auch bis Jost heiratete. Als er darnach selbst 3 Kinder hatte, wollte

er seiner Mutter nur noch ein Drittel der Naturalbezüge überlassen, was sich aber die Frau nicht gefallen ließ. Es kam schließlich zu einem Vergleich, nach welchem sich die Mutter vom Jahr 1764 an mit einem Drittel begnügte.

1756 war auch Jost Gerhardt, der ältere, gestorben, seine Nachfolgerschaft trat der Sohn Christian an.

Die jungen Roy männer, Jost und Christian, waren beide als Entenfänger tätig, da der Gänsefang aufgegeben war, und nur noch die Entenjagd betrieben wurde. Der Roydienst war zu Zeiten recht beschwerlich und stellte starke Anforderung an die Gesundheit der Leute, namentlich durch den Dienst im Wasser und an den Behren bei Kälte und Schnee. Da holte sich mancher Gerhardt den frühen Tod. So starb 1784 Jost Gerhardt, nur 45 Jahre alt, und hinterließ eine 32jährige Witwe Margarete geb. Weiskinger mit 6 Kindern. Um den Entenfängerdienst in der Familie zu erhalten und der Frau ein Auskommen zu sichern, verwandte sich ihr Bruder, der Rechnungsrat Weiskinger, für die Familie beim Markgrafen, mit dem Erfolg, daß man dem ältesten, 12jährigen Sohn, Karl Friedrich Gerhardt, die Nachfolgerschaft seines Vaters zusicherte, vorerst aber die Stelle versehen ließ. Ein Bruder des verstorbenen Jost, der Jäger Ernst Fr. Gerhardt vom Fasanengarten, sollte ursprünglich den Posten so lange übernehmen, bis der Knabe herangewachsen wäre. Aber dies stieß auf Schwierigkeiten, und so übernahm ein alter Zeugknecht, Klein, den Dienst und wurde dafür von der Witwe ausgelohnt, welcher die Besoldung ihres Mannes belassen war.

In den 1790 er Jahren rückte dann der junge Karl Friedrich Gerhardt in die Stelle seines Vaters ein. 1793 ließ sich der zweite Entenfänger Christian Gerhardt, nachdem er 43 Dienstjahre hatte, seinen Sohn Daniel „adjungieren“.

Ausgangs des 18. Jahrhunderts war das Erträgnis des Entensfangs nicht mehr besonders bedeutend. Während in den 1750 er Jahren etwa 2000—3000, in den 1760 er Jahren sogar 5000 bis 6000 Enten jährlich gefangen wurden, sank die Zahl nachher auf 400—1000 Stück durchschnittlich im Jahr. 1794 ließ man auch den kleinen Entenweiher im Schloßgarten, wo 60 Wildenten gehetzt und gefüttert wurden, eingehen. Die Tiere hatten jeweils über einen Malter Frucht monatlich verzehret.

Der Verkaufspreis für ein paar Wildenten wurde 1794 von 32 auf 48 Kr., 1796 auf 1 fl. erhöht.

Zu dem Rückgang des Entensfangertragnisses hatte die Trockenlegung der benachbarten Brüche und Sümpfe, wie sie namentlich von der Stadt Durlach eifrig betrieben wurde, am meisten beigetragen. So wird 1804 festgestellt, daß eigentlich nur noch ein Bruch, der bei Weingarten, vorhanden sei, wo die Wildenten sich niederlassen können. Auch sonst verschwanden in der Niedering viele Büsche, Erlen und einzelstehende alte Eichen; Wiesen entstanden aus den Sümpfen, das Landschaftsbild änderte sich mehr und mehr.

Der Entenkoy selbst aber erfreute sich nach wie vor der besonderen Aufmerksamkeit der Hofhaltung, obwohl sein Nutzen nicht jedes Jahr im richtigen Verhältnis zum Aufwand stand. Aber da der Entensfang, wie es um 1810 einmal heißt, „eine Jagdanstalt war, mit welcher Seine Königliche Hoheit sich wie vordem noch jeweils zu belustigen pflegen“, so wurde der Betrieb aufrecht erhalten und der Roy sorgsam weiter ausgestattet. Der Rand war ganz mit schönen Weiden bepflanzt, die in der Hofgärtnerei und Hofkücherei verwendet wurden, soweit man sie nicht an Ort und Stelle für die Pallisaden brauchte.

Wie um 1766 an der Durlacher Straße, so war eine Pappelallee auch zum Entenkoy angelegt worden, die mit großer Sorgfalt gehetzt wurde und heute noch teilweise erhalten ist. Da auch die innere Einrichtung des Entensfangs auf der Höhe gehalten wurde, so überwogen zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Ausgaben meistens die Einnahmen.

Man hatte noch zwei andere Entensfänge im Lande, einen zu Singheim bei Dos und einen andern bei Miemprechtshofen, die man schon 1804 eingehen lassen wollte. 1807 wurde auch der erstere aufgehoben und die Bodenten sowie das übrige Inventar nach dem Rintheimer Entenkoy verbracht.

Um an dem laufenden Materialaufwand Ersparnisse zu erzielen, schloß man 1806 mit dem Entenfänger Karl Gerhardt einen Akkord über die Unterhaltung des Koy auf 10 Jahre ab gegen 300 fl. und 25 Stück Dielen. An dem Akkord wollte aber der zweite Entenfänger, Daniel Gerhardt, auch teilnehmen, Karl erklärte aber für diesen Fall, daß er dann die Royunterhaltung nicht übernehmen würde, denn „der Daniel Gerhardt sei für die Arbeit nicht geschaffen, wozu sein bider Körperbau vieles beitragen mag. Sodann hatt Daniel einige Wirth zu Durlach so sehr in affection genommen, daß er sich lieber bei denen, als im Entenkoy aufhalte.“ Das war offenbar auch die Meinung bei Hofe, denn die verschiedenen Eingaben Daniels nutzten nichts und Karl Gerhardt erhielt den Akkord allein. Zu den Verpflichtungen gehörte die Unterhaltung des Koyhauses u. seines Inventars, ausgenommen größere Bauarbeiten, dann die Säuberung des Einlaufgrabens von der Pfingst her, das Ausstechen des Weihers jeweils nach 20 Jahren und des Regemort-Grabens nach 10 Jahren. Weiter die Unterhaltung der Koy-Einfassung, die Instandhaltung der 3 Fanggarne. Zum Fang mußte auf Michaeli alles bereit sein. Karl

Gerhardt hatte auf seine Kosten 50—60 Vockenten von grauer Farbe anzuschaffen und zu unterhalten, ferner den Weiher mit Fischen (Karpfen) zu besetzen und zwar mindestens mit 1½ Zentnern. Außerdem war Gerhardt verpflichtet, wenn starker Fango war, zweimal täglich die Enten nach Karlsruhe zu tragen; keine gefangene Ente sollte über Nacht im Roy liegen bleiben.

Im Jahr 1809 waren einmal wieder große Zwistigkeiten zwischen den Entenfängern und den Durlachern nebst Blankenlochern wegen der Wiesenwässerung und der Ueberschwemmung der Neckar usw., eine Sache, die die Jahrhunderte hindurch nie ruhte.

Dies benutzte die Stadt Durlach alsbald, um in einer Eingabe an das Bezirksamt die alten Klagen über den der Stadt so nachteiligen Entenfang loszulassen und dessen Aufhebung zu verlangen. Als Begründung wurde der Ausfall der Nutznießung (Graserlös von etwa 450 fl.) aus dem der Stadt Durlach gehörenden Royplatz angeführt. Ueber das Eigentumsverhältnis konnte man aber keine bestimmten Angaben machen. Als der Platz von Durlach seinerzeit der Herrschaft überlassen wurde, war jene Gegend, so sagt die Eingabe, „eine vollkommene Wildnis, die höchst selten von Mensch und Vieh besucht worden ist“. Durlach benutzte diesen Teil seiner Markung damals nicht, weil die „wenigen Einwohner ihre Lebensbedürfnisse auf denen nahe gelegenen Gütern bauten“. Jetzt, meinte der Stadtrat, sei es aber keine Wildnis mehr, sondern ein fruchtbares Wiesental und im übrigen sei die für einen Entenfang nötige Ruhe und Stille, schon wegen des Verkehrs mit dem nahen Rintheim und Hagsfeld, doch vorbei. Den Ueberschwemmungsschaden, der jährlich durch das in den Roy ein- und wieder abgelassene Wasser entstand und über 380 Morgen Land hinwegging, berechnete Durlach auf etwa 2000 fl., abgesehen davon, daß auch der Elfmorgenbruchwald unter Wasser kam und Schaden davontrug. Schließlich berührte die stadträtliche Eingabe auch die herrschaftliche Finanzwirtschaft und glaubte erwähnen zu sollen, daß der Ertrag des Entenfangs sich nicht mit den Kosten dafür decke und daß jede dort gefangene wilde Ente sechs mal so viel koste; dazu träten noch die nicht unbedeutenden Besoldungen der Entenfänger.

Durch das Bezirksamt kam das Durlacher Gesuch an das Kreisdirektorium, welches das Hofjagdamt zur Sache Stellung nehmen ließ. Der Hofjägermeister Freiherr von Adelsheim, dessen Waldmannsherr von dem Aufhebungsantrag offenbar gründlich erregt wurde, ging mit den Durlachern scharf ins Gericht, „weil diese in den Tag hinein geschrieben hätten wegen

jeder 6 mal teuren Ente, wegen des augenblicklichen Wiesen- schadens und notabene: der Elfmorgenbruch ist sogar der schönste Erlendistrikt, den Durlach überhaupt hat,“ usw. v. Adelsheim kann nicht verstehen, warum Durlach gerade den Entenfang vernichten wolle, „der schon so vielen höchsten und hohen Herrschaften sowohl vom Inn- und Ausland manches Vergnügen gewährt hat und sich obendrein selbst bezahlt“.

Schließlich meint der entrüstete Hofjägermeister, „bei solchen Ereignissen dürfte vielleicht auch in Bälde der Fall eintreten, daß man den herrschaftlichen Fasanengarten von irgendeiner andern Seite anspricht, um Grundbirn und Welschkorn darauf zu pflanzen!“ (Ist 1919, nach 110 Jahren, geschehen!)

Auf Veranlassung des Kreisdirektoriums begutachteten nun der Regierungsrat Winter und der Oberingenieur Gerhardt die Sache mit dem Ergebnis, daß Durlach zunächst seinen angeblichen Schaden etwas genauer darstellen sollte. Der Stadtrat von Durlach tat das und beschuldigte in seinem großen Gegenbericht den Oberingenieur Gerhardt der Parteinahme, weil er ein naher Anverwandter der Entenfänger sei und weil überdies die An- gelegenheit nicht in sein Fach einschlage; der Stadtrat müßte daher Gerhardt „perhorenciren“. Zudem müßte man sich darüber beschweren, daß von der Stadt niemand zu dem stattgehabten Augenschein beigezogen worden sei. Das Kreisdirektorium setzte nun eine Kommission ein, in welcher der Direktorialsekretär Mezger, von Durlach der Bürgermeister Dumbertsh und einige Stadträte, ferner die Ortsvorstände von Rintheim, Hagsfeld und Grödingen vertreten waren. Der angebliche, durch den Enten- fang herbeigeführte Schaden Durlachs sollte aufgeklärt und fest- gesetzt werden. Das Protokoll vom 20. August 1812 über die Untersuchung und den Augenschein stellt einen Wiesen Schaden fest von 1824 fl., mit andern Nachteilen insgesamt 2400 fl. jährlich. Nun ging die Schreiberei weiter hin und her und nach zwei Jah- ren (Dez. 1814) kam die Sache durch das Finanzministerium an den Großherzog. Inzwischen hatte die Stadt Durlach für die Abschaffung des Entenfangs eine Aversionssumme von 2000 fl. geboten und, da offenbar wegen der Kriegszeit eine Entschä- dung des Großherzogs ausblieb, erneut im Jahr 1815 und 1817 Vorstellung erhoben. Es war aber unterdessen befohlen worden, daß Ueberschwemmungen der Umgebung durch das Entenfang- wasser möglichst zu vermeiden seien und so beruhigte sich die Stadt Durlach vorläufig wieder nach einem siebenjährigen vergeblichen Kampfe um die Aufhebung des Entenfangs.

(Schluß folgt.)

Friedrich Alfred Schmid Noerr / Zwiwelewick.

Ein Märchen.

IV.

Da haschte der Zwiwelewick mit hurtiger Hand eine ganz besonders fette Kreuzspinne von der Wand, hauchte sie an und greinte ein paar unverständliche Worte über sie hin. Dann öffnete er die Faust, und die Spinne war fort; aber zu Füßen Meister Moßis erhob sich, freundlich medernd, ein riesiger Ziegenbock.

Herr Moßis fuhr mit gleichen Füßen von seiner Bank hoch, als er das Tier so plöblich, mit breitem, schön befahntem Schwanz- blatt fächelnd, vor sich stehen sah; da es doch, nach seiner Ansicht, noch vor einem Augenblick eine fatale Kreuzspinne gewesen war. Aber die schön geschrägten, gelben Teufelsaugen des Bodes blin- zelten ihn so wohlmeinend an, daß er gleich darauf den Bock, in einer sonderbaren Verwirrung seiner Sinne, auch wieder auf eine ganz natürliche Weise glaubte in die Glimmerhöhle eintreten ge- sehen zu haben. Kurz, unser Schneider fand sich rasch zu dem gezeichneten Bock und seine Hände krauten ihn allbereits zwischen den frommgesenkten Hörnern. Da leate der Zwiwelewick leise seine Hand an den geneigten Nackengrat des prächtigen Gesellen und sagte mit bedeutsamer Gebärde zu dem neuen Besitzer:

„Noch eins. Leg' dem Bock keinen Halfter an. Er folgt seinem Herrn auch so auf den Wink. Willst du ihn aber dennoch einmal halftern, dann zieh ihn nicht am Gurt und würg' ihn nicht, es täte kein gut. — Auch dünkt es mich nützlich“, fuhr der Zwiwelewick fort und maunzte dazu wie ein böshafter Kater, „daß du deine Hausehre Jakoba aus unserem Handel liehest und sorgst, daß sie nichts davon erfährt. Sag ihr, du habest den Bock hinter Hohen- wettersbach gekauft und schweige sie damit. Die Klatschsucht der Weiber führt nur Uebles herbei.“

Diese Worte des Zwiwelewick fanden aufs letzte noch Herrn Moßis allergrößten Beifall. Zum erstenmal im Leben hörte er ein männliches Wesen seine Partei nehmen. Mit heißem Mut wollte er also gerade zu diesem Punkte des Vertrages seine feurigste Zu- stimmung ausdrücken, da war mitens der Zwiwelewick ver- schwunden. Und nur der Ziegenbock rieb sich leise medernd die Stirnknochen an seinen Knien. In der Luft tingen und angelten die ungezählten Spinnen und lagen wieder ihrem lautlosen Mord- gewerbe ob, als ob nichts geschehen wäre. Die ganze Höhle aber war von leckerem Zwiebelkuchenduft wie durchschwängert.

Da erst überließ es den Schneider mit einem prickelnden Schauer; und, ohne sich nochmals umzusehen, rannte er blind- lings aus der Glimmergrotte hinaus in den Garten und weiter auf die Straße, heimwärts zu. Bis er sich recht besann, stand er

auch schon vor seinem Haus und hinter ihm verstumte plöblich das emsige Getrappel, das ihn auf seiner besinnungslosen Flucht bisher unbeachtet, aber treulich begleitet hatte. Erschrocken schaute er sich um; da stand der Ziegenbock, zahm, wie ein Lämmchen, und fächelte mit dem Schwanzblatt. — Erst sah der Schneider im sinkenden Abendsehein; der Bock war braun und gelb gefleckt und über den Rücken hin lief ihm ein schwarzer Streif, der sich über den Schulterblättern in Kreuzform auszweigte. —

Betreten spähte der Schneider in die Munde. Die Straße war weithin menschenleer und auch die Fenster am Hause waren ver- hängt und still. Unbeschrien kam er mit dem Bock in den Hof und von da zum Weizenstall. Kaum, daß drinnen die zwei weißen Ziegen neugierig und mit leisem Meckern die Köpfe wandten, als er den stattlichen Genossen mit lockerem Strick ihnen zur Seite an die Kaufe band. Als dies getan war, verließ Herr Moßis Stall und Hof und eilte in sein Haus als ein umgewandelter Mann.

Wunderbar gestärkt in seiner Hausherrnwürde, begegnete er den Fragen und Rechenschaftsforderungen Frau Jakobas mit kühler Gelassenheit und begründete zuletzt den überraschenden Ankauf eines so überflüssigen Tieres, wie es der neue Ziegenbock war, einfach mit dem Recht seiner — Liebhaberei.

Schon nach dem ersten, vor sprachlosem Erstaunen nur unsicher hingedonnerten „Lamm!“ verflücht es der guten Frau demachen die Rede, daß sie gleichsam den Anschluß an den richtigen Augen- blick ihrer Autoritätswahrung verpackte und nun an ihrer eigenen Verzauberung erst einmal auf eine Zeit zu würgen hatte; wes- halb sie die weitere Auseinandersetzung auf gelegener Zeit, sehr zu ihren Ungunsten, verschob.

Indessen, Herrn Moßis heiterer Mut schien sich an diesem seinem mühelosen Erfolge nur desto sicherer zu befestigen. Eine Frau Jakobas Widerrede zu beachten, ging er gleich Tags darauf ans Werk und grub eine ganze, fette Widenpflanzung in seinem Garten um, angeblich, weil Widenfutter für die Ziegen doch nicht taugte, und baute Zwiebeln.

Frau Jakoba, außer sich vor Empörung, verstand die Welt nicht mehr. Um so hartnäckiger aber rumorte in ihr die Einbil- dung, sie müsse dem Markgrafen im Versprechen bleiben und alles daran setzen, ihren Mann zu bessern. Da sie nun dem fröhlich erwachten Freiheitsdrange ihres Gemahls nicht Einhalt zu ge- bieten vermochte, so vermählte sie ihn ernstlich unter Hinweis auf die empfindliche Ungnade des Fürsten, die immer noch über ihm

hange, wie Wettergewölk, und die nur durch ihre Hand abgewehrt werde. Lasse sie diese sinken, so sei des künftigen Unheils überhaupt kein Ende abzusehen. Und als auch darauf das entartete Lämmchen so gut wie gar nicht hörte, verstieg sich Frau Jakoba zu der Drohung, daß sie zuständigen Ortes wegen seiner ehelichen Unbotmäßigkeit vorstellig werden wolle, denn das sei sie ihrem gegebenen Worte schuldig. Und zwar werde sie sich fürs nächste einmal an Herrn Bartel Haklinger wenden, den Gefängnismeister, bei dem sie ehuvor um gelinde Haft für ihren jetzt so undankbaren Sargnagel mit vielen Klattusen habe bitten müssen.

Mit solchen Gewaltmitteln verdarb sich aber Frau Jakoba nun erst gründlich. Denn Herrn Mosts nachträgliches Widerwille galt justament eben diesem Mittel des Unrechts und der Gewalttat vor allem, und wurde dadurch bloß vertieft. Auch fand seine Widerpenigkeit von Tag zu Tag wachsende Nahrung: Die glückspinnenden Eigenschaften des wunderbaren Ziegenbocks machten sich geltend, und ohne allen sichtbaren Anlaß, zum geheimen Staunen der unfrohen Schneidersfrau, die sich dabei keines Verdienstes berühmen konnte, erneuerte sich ganz plötzlich das Gewerbeglück des Meisters.

Es begann damit, daß der regierende Bürgermeister von Durlach in eigener Person sich einen Staatsrock bei ihm bestellte. Nach dessen zufriedenstellender Lieferung konnte aber der Zulauf zu Herrn Mosts Werkstatt und der Andrang der Bestellungen bald kaum mehr bewältigt werden. Jedermann in Durlach wollte einen Anzug von der Hand des mannhaften Schneiders haben, der den stolzen Eigenwert der badischen Mode sogar dem König von Frankreich gegenüber trotzig behauptet hatte. Und nach wenigen Wochen sah in der Werkstatt die dreifache Zahl von Gesellen, als Herr Most bislang selbst in den besten Zeiten beschäftigt hatte.

Der Meister bemerkte diese geheimnisvollen Auswirkungen einer verborgenen Zaubermacht mit stiller Genugthuung. Er erkannte nun deutlich, daß ihn der Zwiewelewid mit dem Ziegenbock nicht betrogen hatte.

Jetzt war es an der Zeit, daß auch er sich auf die bedungene Gegenleistung besann. Am nächsten Tage also begab er sich bei zeitiger Frühe, damit sein Tun nicht gleich in aller Leute Munde sei, auf den Geschirrmarkt. Dort kaufte er vor verschiedenen Händlerständen so ziemlich alles an irdenem Tüdelgeschirr zusammen, was zu haben war: die hübschesten Tellerlein und Rännchen, niedliche Täßchen und Näpfe von Straßburger und Mosbacher Manufaktur, wie es die Kinder gern haben. Dann ließ er sich alles zusammenpacken und trug mit eigener Hand nach Hause, wo ers in einer geräumigen Kiste im Ziegenstall barg. Auch bei Erledigung dieses Geschäftes war die unsichtbare Hand des Zwiewelewid wohl zu spüren, denn selbst ein altes, vor Neugier sonst wie unfünftiges Hörterweib auf dem Markt hatte diesmal über dem närrischen Geschmack des ehrsamten Meisters kaum die Bahnlücke entblüßt.

Deselben Tages noch, nach Feierabend, bündelte Herr Most ein zugemessenes Teil seines Landes sorgsam ein und trug seine Gabe in die Glimmerhöhle hinaus. Dort erwartete ihn richtig schon der Zwiewelewid mit Ungebuld, nickte aber gnädig beim Anblick der ausgepackten Teller und Töpfe, und befandete dem Schneider seine Zufriedenheit.

„Stell' alles in die Gae dort!“ befahl der neue, oder vielleicht auch der älteste Herr der Glimmerhöhle, — „und heut' binnen drei Tagen, zur selben Stunde, magst du es wieder holen und für künftigen Bedarf verwahren. — Laß' dir aber nicht beikommen, in der Zwischenzeit die Grotte zu betreten! Du müßtest sonst die Folgen davon dulden, so unlieb sie dir wären! — Und nun geh' heim und streichle den Bock!“ —

Damit war der Zwiewelewid auch schon verschwunden, wie weggemischt. Nur der bekannte ledere Geruch von warmem Zwiebelfuchen umgeisterte noch des Schneiders Nase, als er spornstreichs den Garten verließ. Im Hinausgehen fand er das herrliche Zwiebelfeld zu einem Drittel abgeerntet, und zwar so gründlich, daß auch nicht ein Rauchhutzen mehr an selbiger Stelle zu sehen war.

Auf dem Heimweg bedachte der Meister die Worte des Zwiewelewid. Und, wie es so zu gehen pflegt: das Verbot, die Höhle zu betreten, erregte des Schneiders Neugier um vieles mehr, als ihm sonst daran gelegen gewesen wäre. Es wunderte ihn sehr, was die unterirdische Gesellschaft wohl alles dort werde anstellen wollen. Aber bald schlug er sich wieder aus dem Kopf. Eben unter der Haustüre fiel ihm aber ein, was der Zwiewelewid ihm noch zum Abschied aufgetragen hatte; er bog also in den Hof ab, ging in den Stall und streichelte den Bock.

Da rieb der Bock die Hörner herb an des Meisters Hüften, schaute mit gelbgrünem Teufelsblick recht zärtlich zu seinem Herrn empor, und meckerte:

Hände weg
Von Zwiebel und Speck,
Zwiebel und Speck!
Sonst vom Fleck
Trägst Hörner mit weg,
Hörner mit weg —
Mäh —!

Der Schneider erschrak nicht wenig. Alle Lust, den Zwiewelewid bei seinem Werk zu belauschen, war ihm vergangen, wenn er auch den Spruch des Ziegenbocks nur von ungefähr verstand. Er ging also getrost in seine Werkstatt hinüber und richtete sein Handwerkszeug zur Arbeit für den kommenden Tag.

Zur selben Zeit jedoch, zu der Herr Most den heimlichen Gang zur Glimmerhöhle und zu seinem Bock getan hatte, saß Frau Jakoba mit verstocktem Sinn richtig in der guten Stube des Herrn Bartel Haklinger, des Stockmeisters, und beklagte sich bitter über ihren Eheherrn und den, nach ihrer Meinung, allein durch seine Auffässigkeit gestörten häuslichen Frieden.

Herr Haklinger war ein Witwer in den besten Jahren, der seiner seligen Frau bis zum Totenbette allzeit obgesiegt hatte; stattlich von Ansehen, und darum alles in allem genommen ein immer noch schmücker Gesell. Seine Witwerschaft bekam ihm auß beste, und er wünschte sich gar nichts anderes, als diesen Stand der sanft umflorten Freiheit fortzuhalten, der ihm gestattetete, das Erbarmen so mancher mitleidig und trösterisch veranlagten Weibsnatur mit anständiger Vorsicht zu genießen.

Er fand nun in der adretten Schneidersfrau, in ihrer wohlbestellten Statur und in ihrem zugleich fremdartig-zierlichen Wesen, das beträchtlich von dem der Durlacher Bürgerfrauen abwich, seinen Geschmack beim ersten Hinschauen gleich dermaßen getroffen, daß er nicht verfehlte, ihr vorerst einmal in allem recht zu geben, und ihr Mitleid mit seinem Witwerstande so stark als immer mbällig zu erregen.

So ging denn Frau Jakoba angenehm getröstet, ja, in ihrem Inneren gehoben, von diesem trohigen Besuch nach Hause und fühlte sich ihrem Lämmchen unentbehrlicher denn je.

So vergingen die drei Tage im Flug. Erst, als schon die anberaumte Zeit herangekommen war, erinnerte sich Schneider Most der getroffenen Abrede, ging des Abends still zur Glimmerhöhle hinaus und fand sie leer und unverändert, aber derart stark durchschwängert von den süßesten Gerüchen, daß man denken mußte, die Wunderküche müsse soeben noch aus dem Vollen gedampft haben. Sein Tongeschirr lag verstreut auf dem Boden umher, und Einiges davon war zerbrochen. Dafür aber schimmerte ihm aus einem Häuflein von Tellern mitens etwas Glänzendes entgegen. Und da fand er ein Näpfelein, nach Form und Größe dem geliebten Geschirr zugehörig, aber aus gutem Silber. Da merkte der Schneider den gemeinten Dank, raffte alles Tafelzeug säuberlich in sein mitgebrachtes Tuch, steckte das silberne Näpfelein abseits in seine Rocktasche, und verließ die Grotte.

Da rief es hinter ihm drein aus dem Dunkel:

„Zum Vollmond bring's wieder!“

Der Meister glaubte die Stimme des Zwiewelewid erkannt zu haben. Er drehte sich um, verbogte sich höflich und sagte:

„Zu Euerem Befehl, Herr Zwiebelbäcker. Und Dank auch für das Silberne!“

Es blieb aber still auf den Anruf. Nur undeutlich glaubte Meister Most ein leises Meckern zu hören, das Klang wie klaffertief entferntes Gelächter. Jedoch war auch dies wohl nur eine Sinnestäuschung gewesen, zumal ihm der Kopf von dem herrlichen Duft ganz benommen war.

Die Zeit bis zum Vollmond verging rascher, als gedacht. Der Zustrom der Kundschafft nahm derweil täglich mehr zu und alle Hände waren in voller Tätigkeit. Selbst Frau Jakobas Wurm mußte sich vertrieben, denn zugleich mit den Kunden kam jetzt soviel Lob, Schmeichelei und Wertschätzung über Herrn Most, daß das unbegreifliche Wunder einem jedem im Hause den Atem verschlug, nur nicht den Meister selber. Der förderte nur emsig seine Arbeit, bedacht, den Gottesseggen bei guter Zeit unter Dach zu bringen, und sprach kein Wort zuviel. Kaum, daß ihn der Allgeielle einmal leise vor sich hinstimmen hörte:

„Bock gewonnen,
Blick gesponnen . . .“

Also kam der Vollmond heran, und Meister Most erschien pünktlich auf die Stunde mit dem sorgsam ergänzten Tafelgeschirr in der Glimmerhöhle. Der Zwiewelewid erwartete ihn auch diesmal schon, und nahm den wiederholten Dank für das Silberschüsselchen nur mürrisch entgegen.

„Heb's auf, wird dich nicht reuen“, schebberte er. — „Ist das Geliebene auch heil und voll? — Es geht nicht so genau her beim Schmause!“ — Rasch räumte der Schneider sein Bündel aus und der Zwiewelewid befaß mit Wohlgefallen das vollzählige Geschirr. „Und jetzt mach', daß du heimkommst! — Denk daran, was dir gesagt ist, und streichle den Bock!“

Kaum daß der Schneider sich nach seinem Tüchlein bückte, so war auch der Zwiewelewid schon wieder mit Wohlgeruch verschwunden, und Herr Most machte sich auf den Heimweg. Unterwegs aber stach ihn wieder der Hafer gewaltig, daß er gern erfahren hätte, wie denn die kleinen Leute ihr Wesen in der Glimmerhöhle nun treiben mochten, und ob am Ende all das irdene Geschirr in silbernes werde verwandelt sein, solange sie tafelten — und solche Wunderfähigkeiten mehr. Einmal ruckte und zuckte es ihn auch geradezu im Fuß, daß er anhalten mußte und ordentlich in Versuchung stand, umzukehren, um nur so von weitem einen raschen Blick in die Grotte zurückzutun. — Aber er schüttelte es ab und ging fürbaß.

Sein erster Gang, als er nach Hause kam, war in den Stall. Leise trat er ein und streichelte den Bock. Der rieb wieder die Hörner an seinem Herrn und seine frömmelerschen Augen erstrahlten im schönsten, gelben Rabenglanz, als er schmeichlerisch meckerte:

Hände weg
von Zwiebel und Speck
Zwiebel und Speck!
Nicht zu fed,
sonst hast du 'n Dreck
hast du 'n Dreck,
Mäh —!

(Fortsetzung folgt.)